

# BINSER

---

## Wieder Dahoam

mit einem  
Vorwort von  
**Ottfried  
Fischer**

Von einem, der wegzog  
und wieder heimfiand

SüdOst Verlag





BINSER

Wieder Dahoam

Von einem, der wegzog  
und wieder heimfand



**BINSER**

**Wieder Dahoam**

**Von einem, der wegzog  
und wieder heimfand**

**SüdOst Verlag**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86646-777-4

Layout und Bild: Nadine Lorenz

Korrekturleserinnen: Nadine Lorenz

Evi Martin

Melanie Herrmann

Druck und Bindung: Druck+Verlag Ernst Vögel GmbH, Stamsried  
[www.helmut-a-binsler.de](http://www.helmut-a-binsler.de)

1. Auflage 2016

ISBN 978-3-86646-777-4

Alle Rechte vorbehalten!

© 2016 SüdOst Verlag in der

Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regensburg

[www.gietl-verlag.de](http://www.gietl-verlag.de)

»Gedichte von Wassertrinkern  
sind in der Regel schlecht und  
geraten schnell in Vergessenheit.«

*(Horaz, 65–8 v. Chr., römischer Dichter)*

VORV



VORT

## AFGWOCHT/ERWACHET!

Das erste Buch Binser liegt vor! Jetzt ist es soweit, die Oberpfalz bricht sich Bahn. Und zwar so gach nach oben, dass ma affischreia meyt: „Pasts aaf, daas’s nöd obapfalz!!“

Aber hier ist nicht, wie Spötter glauben, nur die Sau der humoristischen Betätigung gemeint, die durchs Unterholz bricht. Nein, hier erhebt sich, in allen Facetten, eine literarische Ansammlung höchst



Foto: Simone Brandlmeier

komischer Figuren, reell wie virtuell – sensationelle Verbreiter von Mutterwitz, Geschöpfe aus dem bayerischen Mutterland des Mutterwitz, und die Bestseller schwerst zu beackender Humorböden der Steinpfalz, allerdings mit den unterschiedlichsten Verwurzelungen, von archaisch zart bis lieblich knorrig, dann anarchisch sperrig – Zum Beweis dafür steht hier aus Binsers zweitem Programm das anrührende „Minnelied“, in welchem er die Wiedersehensfreude thematisiert, in seinem Heimatdialekt – Oberpfälzerisch als Sprache der Liebe! Sollte da auch noch ein passabler Lyriker im Binser stecken? Wäre allerdings sehr gut zu gebrauchen, wenn es in der nahen Zukunft darum geht, die reaktionäre Besetzung humoristischer Kreativität in der Oberpfalz vom Hassprediger Ludwig Thoma zu lösen, jenem Rufmörder und Volksverhetzer seiner letzten Tage als Leitartikler vom Miesbacher Anzeiger. Dessen Humor als der des Abgeordneten Filser Josef vom Zentrum, bei dem schon damals der Reaktionär stark aufblitzte.

Die Oberpfälzer haben den Humor von außen, und in der Mischung kommt dann eine ganze Volksfront der guten Laune hervor: vom Hochzeitslader, bis zur Landjugend, der Piendl, der Bäff, Da HUAWA DA MAIER UND I, die Raithschwwestern, der Lauerer Toni und viele andere, die an der Humor-Plazenta ab nördlich Regensburg hängen und ganz gut, obwohl Steinpfalzkomiker, ohne bellen und jodeln auskommen. Umgekehrt haben uns die Veranstalter der ersten Tage, Erwin Strasser („MEPHISTO“ in Cham) und Rosi und Leo („ROBINSON“ in Runding) in die Oberpfalz geholt, hintennach waren wir nie ... panta rhei, gerade in Kabarett und Kleinkunst.

*Ottfried Fischer*





Gewidmet meiner lieben Oma  
Maria Müller

Ganz klar: Wenn man wieder heimziehen will, muss man erst einmal wegziehen. Und das wollte ich mit Haut und Haaren. Nach 18 Jahren Runding brannte eine Sehnsucht in mir. Eine Sehnsucht nach mehr. Raus aus dem Dorf, rein in die Stadt.

Träumend lag ich damals in meinem Bett und lauschte der Fronleichnamsprozession vor meinem Schlafzimmerfenster. Eine Woche zuvor war schon damit begonnen worden, die Beton-, Asphalt- und Pflasterritzen zu säubern. Fleißige, kittelschurztragende Hausfrauen hatten sie gewissenhaft entrupft, geroundpt. So wie im Vorspann der Kindersendung Löwenzahn mit Peter Lustig sollte es nämlich auf keinen Fall aussehen. Für den Herrn Pfarrer sollte alles blitzen und glänzen. Aber für mich war die alljährliche Fronleichnamsprozession der Inbegriff dörflicher Spießigkeit. Eine Prozession, die direkt am DSL-Kastl vor meinem Elternhaus Halt machte, denn daneben befand sich die katholische Altarstation. Ich musste da weg! Und volljährig, aber noch grün hinter den Ohren, wie ich damals war, arbeitete ich also an meinem Fluchtplan.

Die Schule hatte ich auf haarsträubende Art und Weise hinter mich gebracht, wobei ich nicht weiß, wer am meisten darunter gelitten hat: meine Eltern, meine Lehrer – oder gar ich selbst? Es herrschte Aufbruchsstimmung, aber dieser Aufbruch gestaltete sich zunächst anders als erhofft und eher halbfreiwillig in Form eines Musterungsbescheids. Aber ich nahm den Strohalm dankend an.

Klar hatte ich versucht, durch raue Mengen an Zigaretten, Chips und Tiefkühlpizzas meine Bewertung bei der Musterung negativ zu beeinflussen. Vor der Untersuchung habe ich sogar noch zwei Liter Cola getrunken, aber es half nichts, obwohl ich nach 20 Liegestütze bereits einen Puls hatte, wie ich ihn mir ungefähr bei Reiner Calmund nach einem Hundertmeterlauf vorstelle. Damals dachte ich schon, ich wäre etwas unsportlich. Jetzt – 15 Jahre später und 25 Kilo schwerer – weiß ich, ich war es mitnichten! Meine Prüfer sahen das genauso und somit waren meine Vorbereitungen umsonst. Man hat mir dann einen Zweier verpasst – gut. Insgeheim hat es mich sogar a bisserl gefreut, weil ich in der Schule nur selten einen Zweier bekommen habe.

Kurz darauf kam auch schon die Einberufung zum Grundwehrdienst in Germersheim. Ganz weit weg von daheim, an der französischen Grenze. Die Vorfreude wuchs. Diese positive Empfindung kann jetzt vielleicht nicht jeder nachvollziehen, aber irgendwie freute ich mich darauf. Ein Ende der großen Langeweile war in Sicht. Und nach all den Disziplinlosigkeiten in der Schule sollten nun die Männer in Uniform einen selbstständigen erwachsenen Mann aus mir machen, und ich nehme es mal gleich vorweg: Sie haben es nicht geschafft. Aber es war trotzdem ein Aufbruch. Servus Runding!



Mit Strohhut und Rucksack kam ich mit hunderten anderer Rekruten am Bahnhof in Germersheim an und war froh, endlich an der frischen Luft zu sein. Im Zug hatte es furchtbar gestunken. Ich schwor mir, sollte ich irgendwann später Milliardär werden, würde ich nie wieder mit der Eisenbahn fahren. Aber nur wegen der Luft. Abgesehen von dem seltsamen Duft war die Fahrt nämlich doch sehr interessant.

Selbstverständlich saß ich im Raucherabteil, Fensterplatz, und schaute mir die Brücken und Bäume an, die extra an die Bahnstrecke gebaut wurden, damit einem beim Fahren nicht langweilig wird. Mit jedem Zug von der Zigarette und jedem gefahrenen Kilometer mehr spürte ich die Freiheit, den Ausbruch aus dem Kaff. Unterwegs zu sein, ist eben aufregend. Zu sehen wie es vorwärts geht, ohne selbst etwas dazutun. Schade, dass es heute keine Raucherabteile mehr gibt. Die berühmten drei Worte: »Hast du Feuer?«, und schon war man im Gespräch. Wie ein Dorfwirtshaus, in dem man sich zufällig trifft, ein Stammtisch auf Rädern. Ein Date mit gleichgesinnten Schornsteinen, die sich auf Anhieb blind verstehen. Gesehen hat man ja nichts im blauen Dunst. Aber für die Nasen war es ein Fest.

Bei meiner Fahrt mischte sich allerdings, wie schon erwähnt, ein beißender, »kaselnder« Geruch zu den wohlriechenden Marlboros und selbstgedrehten Schwarzer-Krauser-Zigaretten. Aber wurscht, dachte ich mir irgendwann und im Freien war der Gestank ohnehin



nicht mehr präsent. Als ich in meinem neuen Zuhause mit dem klingenden Namen »General-Hans-Graf-Sponeck-Kaserne« ankam, dachte ich schon gar nicht mehr daran.

Vermutlich lag es an meinem Hut, der Schlaghose oder dem quietschgelben Nietengürtel, dass ich mich bei meinen Vorgesetzten gleich sehr beliebt machte. Mir fiel sofort auf, dass bei der Kommunikation selten an Lautstärke gespart wurde. Vermutlich wollten sie sicher gehen, dass wir auch alles verstanden. Wenigstens rein akustisch. Um festzustellen, wie viele aus dem »Hotel Mama« vertriebene Pickelgesichter im Kasernenhof standen, wurde täglich mehrfach durchgezählt. Bei dieser gemeinsamen, mathematischen Glanzleistung wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben bewusst, welche besonderen Dialekt mir meine lieben Eltern beigebracht hatten. Auf Grund meiner Größe stand ich zwar nicht ganz vorne, aber zumindest im vorderen Drittel und sobald ich »elf« oder »zwölf« sagen musste – im Runding-Slang »öööiiiff« und »zwöööiiiff« – haben alle anderen lauthals gelacht. Und mit allen anderen meine ich auch die Ossi und die Franken. Das war natürlich ein schwerer Schlag. Während meine Kollegen von den Ausbildern mit »Schwing die Hacken, Brauner« angesprochen wurden, bekam ich noch gesondert den Spitznamen »Moosbüffel« wegen meiner Herkunft verpasst. Nicht, um mich zu diskriminieren, sondern eher aus Tradition. Denn jeder Oberpfälzer in der Kaserne wurde so genannt, wir waren etwa eine Handvoll.



Auf meiner Stube waren der Kay, der Ralf, der Ingmar, der Jörg und der Fotograf. Ein *melting pot* der Kulturen: Drei Franken (davon zwei Stadtfranken und ein Landfranke), ein schwäbischer Jungbäcker und ein waschechter Ossi. Meine ersten Verbündeten in der Fremde. Wir haben uns von Anfang an bestens verstanden und der Kontakt ist bis heute nicht abgerissen. Ich gebe zu, er hängt zwar schon am seidenen Faden, aber alle paar Jahre treffen wir uns wieder und erzählen uns die alten Geschichten. Und da gibt es viele, obwohl der Grundwehrdienst nur knappe zwei Monate dauerte.

●

Erste Amtshandlung bei der Bundeswehr: Spind einräumen. Wir entpackten also unsere Heimatbündel. Der Kay, der Ralf, der Ingmar, der Jörg, der Fotograf und ich. Fein säuberlich schichteten wir die tarnbefleckten neuen Ausgehanzüge übereinander, dazwischen ein paar frisch gewaschene Unterbuxen und Schokoriegel von der Mama. Und als wir da so vor uns hin schichteten, kam er wieder auf, dieser Gestank. Ich dachte mir: »Das gibt's doch nicht! Jetzt stinkt es hier schon wieder so erbärmlich!« Da ich mir nicht sicher war, ob ich mir das nur einbildete, fragte ich gleich meine neuen Freunde: »Schmeckts ihr des ah?« Und sie schmeckten es auch! (Rundinger Slang: schmecken = riechen) Unglaublich! Wo kam das her? Wie ein Bündel junger Katzen haben wir dann erst mal mit unseren zum Teil beträchtlich großen Nasen alles beschnuppert, um den Geruchsherd zu entdecken.

Je mehr wir schnupperten, desto mehr rückte meine Sporttasche in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Da mir die verdächtige Tasche gehörte, übernahm ich sofort die Detailinspektion. Das Innere hatte ich ja schon in den Spind geräumt, das konnte es also nicht gewesen sein. Aber bei genauerer Betrachtung fiel mir ein Zwischenfach auf, das mit einem Reißverschluss verschlossen war. Mit einem »Ratsch!« machte ich den Reißverschluss auf – schnell und ruckartig, wie beim Entfernen eines Pflasters – und wir mussten uns sofort schlagartig wie beim ABC-Alarm auf den Boden werfen.

Leider hatten wir von der Bekleidungsstelle noch keine Gas-Mare (für alle Zivis: Gas-Mare = Gasmasken) und ebenso keine Plastikfolie zur Abwehr von Biowaffen erhalten, denn in diesem Moment hätten wir sie dringend benötigt. Lebensgefahr! Und mit ihr kam die Erinnerung, ganz verschwommen und biergeschwängert: Rock im Park, Hartwurstreserve, Camembert. Ich war mit derselben Tasche ein halbes Jahr zuvor auf besagtem Rockfestival in Nürnberg unterwegs gewesen und hatte dort als eiserne Reserve Wurst und Käse mitgenommen.

Da ich mich auf dem Festival aber hauptsächlich flüssig ernährte, waren die beiden Lebensmittel bis zur Entdeckung auf der Stube in völlige Vergessenheit geraten. Wären sie noch eine Woche in der ungekühlten Zwischentasche gelagert worden, hätten sie uns vermutlich mit »Habe die Ehre!« begrüßt. Und da ich die Stinkbombe angeschleppt hatte, musste auch ich sie irgendwie ins Freie zur Mülltonne befördern. Ich trug sie auf dem Kehrblech mit möglichst weit vom Körper gestrecktem Arm durchs Gebäude nach draußen. Ab jetzt kannte mich jeder und ich war irgendwie erleichtert, da ich schon dachte, in ganz Germersheim stinke es wie der Teufel.



Wir haben so einiges gelernt. Die Gas-Mare hieß in Wirklichkeit nicht Gas-Mare, sondern ABC-Schutzmaske, vermutlich weil man beim Tragen durch die trüben Scheiben keine Buchstaben mehr lesen konnte. Ebenfalls neu war mir, dass der Tag bereits um 5:00 Uhr früh beginnt. Bisher hatte ich immer geglaubt, dass dies die richtige Uhrzeit zum Schlafengehen war. Wir lernten auch viele praktische Tipps: Wenn man statt reiner Haut lieber einen fiesen Ausschlag haben wollte, musste man sich nur das komplette Gesicht mit Schuhcreme tarnen. Zwei Tage später sah man dann aus wie der Streuselkuchen von der Oma.

Wer zur Ruhe kommen wollte und nach innerer Einkehr suchte, wurde bitter enttäuscht. Das war nämlich eine Gaudi mit fünf Männern auf einer Stube. Um abends schlafen zu können, musste man sich mit legalen Drogen grenzwertig betäuben, denn die Geräuschkulisse war ähnlich wie in einem Sägewerk mit vollen Auftragsbüchern. Da sich jeder von uns mittels Gerstensaft die nötige Bett schwere verschaffte, schlug der Dezibelmesser im dunkelroten Bereich an. Dabei ist ein einzelner Genosse absolut harmlos, erst wenn er im Rudel auftritt, wird er gefährlich.

Noch schlimmer als das Schlafen war definitiv das Aufstehen in der Gemeinschaft. Zuhause hatte mich immer meine liebe Mama geweckt, da ich meinen Wecker nur selten hörte, genauer gesagt hören

wollte. Aus diesem liebevollen Weckruf wurde ein infernales und höllengleiches:

»ZEEEEEEEEEEEEEEEEHNT E KOOOOOMPANIEEEEE!!!!  
AAAAAUUUUFSTEEEEEEEEEEEEHN!!!!!!«

»Ach du Scheiße, wo bin ich denn hier gelandet«, dachte ich. »Habe ich das geträumt?« Doch kaum fünf Sekunden später nochmal das Gleiche:

»ZEEEEEEEEEEEEEEEEHNT E KOOOOOMPANIEEEEE!!!!  
AAAAAUUUUFSTEEEEEEEEEEEEHN!!!!!!«

Oberfeldwebel Müller prustete in eine Pfeife, als müsste er damit Heizstrom für die ganze Kaserne erzeugen. Jeder seiner unfreiwilligen Zuhörer wünschte ihm zeitgleich die schlimmsten, erdenkbaren Folterstrafen und schmerzhaftesten Geschlechtskrankheiten an den Hals. Verflucht sei er in alle Ewigkeit, er und seine Pfeife!

Nach der Pfeife hatte man noch einmal fünf Sekunden Zeit. Wenn man dann noch nicht auf den Beinen war, kamen der Verrückte und seine Pfeife zur Tür herein. Und das wollte niemand. Er konnte das von draußen riechen, wenn einer noch nicht auf den Beinen war. Die erwischten Nichtaufsteher wurden dann sogleich einzeln vom Herrn Oberfeldwebel taub gebrüllt. Darum genoss man die Sekunden davor umso mehr. Jede einzelne von ihnen war Gold wert.

In dieser kurzen Zeitspanne, die letzte des langen Tages, die nur mir alleine gehörte, dachte ich immer an das bekannteste Lied einer sehr erfolgreichen österreichischen Musikgruppe namens STS: »I will wieder ham, fühl mi da so allan.« Das Alleinsein war zwar nicht der Grund, warum ich wieder nach Hause wollte, denn so etwas wie Privatsphäre gab es bei 140 Mann verteilt auf zwei Stockwerken eh nicht (abgesehen vielleicht von kurzen Momenten der inneren Einkehr auf dem Toilettensitz), aber ich wollte wieder heim. Heim zu meiner Freundin. Diese war von meiner Abwesenheit natürlich keineswegs begeistert und entwickelte während mei-

nes Fortseins eine folgenschwere Idee: »Martin, du musst dir ein Handy kaufen.«

Es war 1999 und langsam drängten diese Geräte, die unsere Aufmerksamkeit in den nächsten Jahren immer mehr auf ihre kleinen Bildschirme lenken sollten, in unser aller Leben. Als noch junger Konsumverweigerer wollte ich natürlich keins. Auf keinen Fall. Aber meine Freundin hatte eine Freundin und die hatte einen Freund und die Freundin meiner Freundin und der Freund der Freundin der Freundin schrieben sich SMS: »Mein Freund hat mir eine SMS geschickt!« (Vermutlich hat dieser eine Satz den unaufhaltsamen Siegeszug der Handys ausgelöst.)

Es war wie eine Trophäe, die Rose der Neuzeit. Zu diesem Zeitpunkt schrieb ich noch echte Liebesbriefe auf Papier. So wie das vorher von kommunizierenden Liebenden jahrhundertlang eben gemacht wurde. Und ihr könnt mir glauben, da passten so einige Komplimente und Liebesschwüre auf ein DIN-A4-Briefpapier. Aber plötzlich genügte es den Herzensdamen nicht mehr, in dieser Form gehuldigt zu werden. Ich vermute, es lag am fehlenden akustischen Signal. Der Brief machte nicht »Piep, Piep«, wenn er kam, und er vibrierte auch nicht. Außerdem musste man auf ihn warten.

Wie aufregend dagegen war die Ankunft einer SMS: für alle hör- und spürbar – *positive vibrations*. Und da sich meine Angebetete nach diesen modernen Liebesbekundungen, und ich mich wiederum nach meiner Angebeteten verzehrte, blieb mir schlussendlich keine Wahl und ich kaufte mir, wie alle andern modernen Romeos, auch so ein Gerät. »Dann gibt's a Raou! (= dann gibt sie eine Ruhe)!« Und ich habe auch meine Ruhe. Aber, Pfeifendeckel, das Gegenteil war der Fall, denn jetzt ging das große Piepen und Brummen los:

Brummbrumm

»Ich hab dich lieb, hast du mich auch lieb?«

Brummbrumm

»Freilich, ich hab dich noch viel lieber!!!«

Brummbrumm

»Des geht ja gar nicht, ich hab dich am Allerliebsten!«

Brummbrumm»

Ich hab dich mehr lieb als der Mount Everest hoch ist.«

Brummbrumm – Samstag 0:31 Uhr

»Hallo Süßer, wo bleibst du denn?«

Brummbrumm – Samstag 4:21 Uhr

»Halo meine Rose, ich liebe dich, komme in 10 & Mintutn nach Hause.«

So ging das jetzt. Den ganzen Tag und die halbe Nacht hat es gepiept. A super Sach, so ein Handy. Voll *cool*, *mega easy* – bis die erste Rechnung kam. Ayayay. Keiner hatte mir das gesagt, dass die dafür auch noch Geld haben wollten. »Brummbrumm« machte es in den Kassen der Telekom.

Ich war sofort bankrott wegen akuter Schreiberei. Denn als Wehrdienstleistender bekam man ja nicht sehr viel. Das war so wie ein 1-Euro-Job, obwohl es noch D-Mark gab. Hunderte Briefe aus rein weißem Papier hätte ich dafür in die Welt hinausschicken können. Und das tat ich auch: Feldpostbriefe. Ich fühlte mich wie der Soldat an der Front, der sich nach seiner Geliebten zu Hause verzehrte. Noch schöner war es natürlich, wenn von der Süßesten ein Brief zurückkam. Denn die Postausgabe lief zur Belustigung aller so ab, dass der Oberfeldwebel den ganzen Zug antreten ließ und dann die Namen vom Brief laut abgelesen wurden. Und nicht etwa die des Empfängers, sondern die der Absenderinnen. Ich kann mich noch daran erinnern, dass mein Stubenkamerad eine Freundin hatte, die Bianca Langbein hieß. Das brachte ihm natürlich großes »Wuuuhuuuuuu« ein und dann haben alle gelacht. Jedes Mal. Bis der Oberfeldwebel wieder rumgebrüllt hat: »Was gibt's hier zu lachen!? Alle machen 20 Liegestütze!!!« Aber er brüllte sehr wohlwollend. Hatte er doch selbst sichtlichen Spaß an diesem Spektakel.

Da wir oft auch ohne lustige Postverteilung antreten mussten und mir der Oberfeldwebel eindeutig zu wenig brüllte, machte ich mir

selbst einen kleinen Spaß daraus, mit meinem Nebenmann das Namensschild zu tauschen. Der hieß Koch. Dienstgrad Flieger. Und immer, wenn ich Faxen gemacht habe, hat der Ausbilder dann den Flieger Koch zur Sau gemacht, weil er sich die 140 Namen nicht merken konnte und nur auf die Schilder guckte. Dann haben wir wieder alle gelacht, der Oberfeldwebel brüllte und dann wurde wieder gemeinsam geliegestützt usw. Es war herrlich.

Ich sammelte Liegestütze wie andere Briefmarken. Dadurch bekam ich sehr kräftige Oberarme und sah schon bald aus wie Popeye. Und abends im Mannschaftsheim, dem Wirtshaus für den einfachen Soldaten, mussten wir dann gemeinsam die schweren Gläser stemmen (die Bundeswehr war ein einziges Oberarmtraining). Da ich das Biertrinken schon von daheim gewohnt war, fiel mir das nicht besonders schwer und ich wurde sofort hoch geachtet. So mancher hatte sich mit mir messen wollen, aber soweit ich mich im Nachhinein noch erinnern kann, war ich ungeschlagener Champion. Der »Muhammad Ali der Zehnten Kompanie«. Allerdings war die Disziplin nicht der Faustkampf, sondern das Reißen in der Halbliterklasse.

»Prost Prost Kamerad, Prost Prost Kamerad,  
Prost Prost Prost Prost Prost Prost Kamerad,  
wir wollen einen heeeeeeeeeeben. Prost Prost Prost«

Eines Abends wankte ich mit ein paar Mitstreitern vom Mannschaftsheim Richtung Unterkunft zurück. Man hörte uns schon von Weitem und für den Zapfenstreich waren wir viel zu spät dran. Der Oberfeldwebel, der den Zapfenstreich überwachte, entdeckte uns und kam wütenden Schrittes auf uns zu. In meinem Übermut dachte ich mir, Angriff sei die beste Verteidigung, und so wollte ich dem Oberfeldwebel zuvorkommen, bevor es wieder ans große Brüllen ging. »Achtung!«, schrie ich und alle standen stramm. So hatten wir das gelernt und das hat der Oberfeldwebel sogar gemacht. Ein einziger Reflex. Ich hatte ihn sozusagen überlistet. Ich fühlte mich wie der Hauptmann von Köpenick. Aber dieser Zustand der Überlegenheit hielt nicht lange an. Nach eineinhalb Sekunden hatte er es ge-

checkt, dass ich ja eigentlich überhaupt nichts zu melden hatte und ihm schon gar nichts zu sagen. Als er sich wieder gefangen hatte, brüllte er wie ein Orang-Utan, dem man die Banane weggenommen hat: »Auf den Boden, Koch!!!! Lie-ge-stü-tze!!!!«

Ich hatte große Angst um das gute und teure Bier, welches bei dieser Form der Leibesübung Gefahr lief, wieder oben aus dem Körper herauszuschwappen. So fragte ich den Orang-Utan leicht lallend, ob ich stattdessen auch Kniebeugen machen könnte. Daraufhin hat er noch lauter gebrüllt: »So eine Frechheit. So eine bodenlose Frechheit. Du kommst in den Arrest!!!«

Arrest hieß, ich wurde gemeinsam mit meinen Stubenkameraden auf unserer Stube eingesperrt und es wurde mir verboten, bis zum Wecken den Raum zu verlassen. Sogar der Gang zur Toilette wurde mir untersagt. Meiner Meinung nach ein klarer Verstoß gegen die Genfer Konvention. Da ich vorher bereits das ein oder andere Mal befehlsresistent aufgetreten war, wurde zusätzlich noch ein Posten vor der Stubentür aufgestellt. So kam es, dass ich mich später in der Nacht mit heruntergelassener Hose auf dem Fensterbrett stehend wieder fand und unter dem Jubel meiner Kameraden aus dem zweiten Stock in den Kasernenhof hinunter entleeren musste. Es gab keine andere Möglichkeit. Den Applaus genoss ich, verneigte mich dankbar und erleichtert vor meinem Publikum.

Richtig übel genommen haben mir die Vorgesetzten die Aktionen sowieso nicht, da ich ansonsten bei jeder ihrer anstrengenden Ideen mitgemacht hatte: Über diese blöde Wand klettern, in das blöde Loch hüpfen, durch den blöden Fluss waten. All die blöden Sachen, die Soldaten halt so machen. Machen müssen! Zusammengefasst war die Bundeswehr eine Pfadfindergaudi für Fortgeschrittene mit »gscheckertem Gwanda« (= Tarnfleckuniform), die mir eigentlich schon recht gut gefallen hat. Nur mit dem Gewehr konnte ich mich nie anfreunden. Beim Abdrücken habe ich immer vorsorglich die Augen zugemacht. Die Scheibe habe ich zwar getroffen und das eins a, aber ich musste deutlich öfter schießen, als es der klamme Bundeswehrhaushalt hergab. Patronen waren teuer. Das Gewehr hat es ge-



duldig ertragen. Es war genauso alt wie ich, hatte somit schon Erfahrung.



Den Begriff »Formaldienst« möchte ich kurz erklären, schließlich vermute ich unter der Leserschaft auch einige Frauen und Wehrdienstverweigerer. Beim Formaldienst lernt man, wie man sich richtig hinstellt, im Gleichschritt marschiert und salutiert. Unser Zug war besonders in dieser Disziplin erwähnenswert talentfrei, um nicht zu sagen völlig überfordert. Die Übungen gestalteten sich sehr langwierig. Wir agierten wie junge Ziegen auf einem zugefrorenen See. Die Verzweiflung im Gesicht des Oberfeldwebels wuchs bei jedem neuen Versuch. »Erneut«, hat er immer geschrien, »erneut«. Dann mussten wir wieder reinlaufen, rauslaufen, nebeneinander hinstellen: »Erneut!« Jeder von uns hatte schon tausend Liegestütze runter, doch es wollte nicht klappen.

Die meisten Probleme ergaben sich beim Marschieren. Wir lernten zum zweiten Mal im Leben das Gehen. Diesmal nicht von der Mama, sondern vom Oberfeldwebel. Die Mama hatte uns damals sicher bejubelt, als wir die ersten Schritte unternahmen. So wie einst Neil Armstrongs erste Hopper auf dem Mond bejubelt wurden. Beim »Baras«, wie man unter Soldaten die Bundeswehr nannte, wurden wir nicht annähernd so bewundert.

Kein »Ohmei, schauts, wie der Flieger Schönberger marschiert. Wenn er mal groß ist, dann wird er bestimmt Marschinist!!« Immer nur »Erneut!«, »Erneut!« und »Liegestütze!«

Auch sehr beliebt waren folgende Worte: »Links, zwo, drei, vier.« Wobei man eigentlich nur Folgendes verstand: »Liiiiiii, zoooo, thai, iiiiaaa!« Der Oberfeldwebel hatte es wohl auch das ein oder andere Mal zu oft gesagt, er klang schon wie ein richtiger Esel, brüllte es unentwegt vor sich hin, damit wir nicht aufhörten, geradeaus zu gehen. Wenn wir dann wirklich mal stehenbleiben sollten, schrie er: »Kompanie, halt!« Dann musste man noch vier Zähler beziehungsweise einen 4er-Takt lang im Stand weitergehen, um im Anschluss im richti-

gen Moment die gestiefelten Hacken mit lautem »Rumms!« zusammen zu schlagen. Das sollte dem Auftreten den richtigen Schneid verleihen, ging aber bei individuellem Taktverständnis auch schon mal nach hinten los. Deshalb brachte man uns einen einfachen, aber äußerst wirkungsvollen Trick bei. Nach dem Befehl »Halt!« mussten wir während des Weitermarschierens im Stand folgenden Satz in Gedanken vor uns hin beten: »Eine Flasche Coca Cola«. Und dann »Rumms!«. Das klappte auch.

Einerseits glaube ich, dass der Trick deswegen angewandt wurde, weil manche von uns Rekruten nicht bis drei zählen konnten, andererseits könnte natürlich auch die Getränkeindustrie dahinterstecken. Seit dieser Zeit verspüre ich nämlich jedes Mal, wenn im Fernseher drin Militär herummarschiert, einen riesigen Cola-Durst, was mich zu der Überzeugung bringt, dass es versteckte Werbung gewesen sein musste. *Product placement* sozusagen.



Ein neugeborenes Baby lernt zuerst das Krabbeln und dann das Gehen. Beim Soldaten ist das komplett umgekehrt. Da lernt man erst das Gehen, und wenn man dann nach Wochen des Trainings einigermaßen geradeaus laufen kann, lernt man das Krabbeln, wobei es bei den Babys in Uniform nicht krabbeln, sondern »gleiten« heißt. Klingt auch schöner. Und statt eines lustigen Bärenstickers hinten auf dem Strampler, trägt der Flieger einen Rucksack, in dem er ein zugiges Zelt und einen Klappspaten verstaut hat.

Die Schlaunen unter uns Rekruten packten statt dem schweren Spaten einfach vier Paar von den dicken, olivfarbenen Kampfsocken ein. So verlor der Rucksack nicht an Prallheit, aber so einiges an Gewicht. Es wurde nur selten gegraben, daher ein kalkulierbares Risiko. Und mehr als 20 Liegestütze gab es nicht für Vergesslichkeit. Um den Rucksack allerdings auch schwer wirken zu lassen, war ein hohes Maß an schauspielerischem Können gefragt. Ab und zu ein Seufzer, ein Sich-erschöpft-über-die-Stirn-Streichen, allgemein ein von der

Last geschundenes Antlitz und der brüllende Mann schöpfte keinen Verdacht.



Wir waren aber nicht oft draußen. Gott sei Dank. Ich bin kein Geländemensch. Nur ungern erinnere ich mich an die eine Nacht, als ich zur Wache unseres Nachtquartiers im zugigen Wald eingeteilt war. Ich schlief ein und wäre dabei fast erfroren. Zudem wurde mein rechter Handschuh ein tragisches Flammenopfer unseres Erdfeuers.

Das Erdfeuer ist übrigens die dümmste Erfindung in der Geschichte des Militärs. Zuerst wird ein Loch gegraben. Natürlich von den Strebersoldaten. Die, die den Klappspaten mit eingepackt hatten. Da kommt dann Holz rein. Daneben wird ein zweites, kleineres Loch für die Zugluft gegraben. Zwischen den beiden Löchern kommt noch ein Tunnel, der die Löcher am Lochgrund miteinander verbindet. Warum macht man sich die Mühe und zündet das Holz nicht einfach ohne Löcher an? Wegen dem Feind natürlich.

Er darf nicht sehen, dass man ein Feuer macht, sonst kommt er und dann hagelt es Bleivergiftungen. Allerdings schrieben wir das Jahr 1999. Es gab keinen Feind. Nur imaginär. Wir mussten uns den Feind vorstellen. So tun, als ob er da wäre. Meiner Meinung nach hätte man sich das Lochgraben auch nur vorstellen und das Feuer den gegebenen Umständen angepasst parterre anzünden können. Dann wäre es wenigstens warm geworden. Ein Erdfeuer ist nämlich nicht warm, außer man beugt sich drüber. Dann muss man aber Husten wegen des Rauchs und das hört dann wiederum der Feind. Zudem steigt die Gefahr, dass einem der Handschuh unwiederbringlich ins Erdfeuer fällt.

Also setzte ich mich in die Nähe des Feuerlochs. Ich malte mir bibbernd aus, wie wärmend das Feuer wohl sei, welches der nicht anwesende Feind im Falle seiner Existenz wohl gern hätte entdecken wollen. Mit Blick ins Feuer musste ich wohl schläfrig geworden sein, denn ich wurde erst wieder wach, als früh morgens der Verpflegungswagen laut scheppernd auf meine zu bewachende Stellung zu-

Helmut A. Binsler wurde 1980 im oberpfälzischen Runding geboren. Mit 30 Jahren begann er als Kabarettist die Bühnenbretter zu erobern und hat mittlerweile über 600 Auftritte in Bayern, Baden-Württemberg und Österreich gespielt.

In diesem Buch beschreibt er mit viel Witz und herzhaftehrlich, wie es ihn als jungen Mann in die Ferne gezogen hat. Eine Geschichte vom Suchen und Finden, eine bayerische Coming-Of-Age-Geschichte, wenn man so will. Die Abenteuer eines neugierigen Burschen, der schon immer Flausen im Kopf hatte.

Binslers Geschichte beginnt zeitlich Ende der 90er, als er seinen Wehrdienst an der französischen Grenze absolvierte. Schließlich vertreibt ihn die dörfliche Langeweile und es verschlägt ihn in die Studentenstadt Regensburg. Doch das große kreative Glück findet er schlussendlich wieder in seiner Heimat Runding, in die er nach fünf Jahren Stadtleben zurückkehrt, um dort seinen Traum vom Rock'n'Roll zu leben. Er wird Orgelspieler in einer Rockband und beschreitet schließlich als Kabarettist neue, künstlerische Wege.

Dieses Buch ist ein wildes und lautes »Ja!« für die späten Flegeljahre und eine Hommage an das Leben auf dem Land, bei der kein Auge trocken bleibt.

»Das schrecklichste Buch, das wir je lesen mussten!«  
*Die Korrekturabteilung*

»Ein schwarzer Tag für den deutschen Buchmarkt.«  
*Amazon*

»Ich hätte nie gedacht, dass der Bub sich so lange konzentrieren kann.«  
*Binslers Mama*



[WWW.HELMUT-A-BINSER.DE](http://WWW.HELMUT-A-BINSER.DE)

Heimat  
battenberg  
gietl verlag

**SüdOst Verlag**

ist eine Marke der  
Battenberg Gietl Verlag GmbH



9 783866 467774 14,90 € [D]